

Inhalt

Vorwort	7
DAS WUNSCHBILD EINES GLÜCKLICH GEEINTEN VATERLANDS	
Die aufgeklärte Vorstellung von »teutscher« Freiheit	19
Von den Befreiungskriegen zur Achtundvierziger Revolution	32
UNTER BISMARCK UND WILHELM II.	
Die völkische Opposition nach 1871	47
Der Gedankenkreis der »Fortschrittlichen Reaktion« um die Jahrhundertwende	65
Hitlers »Wiener Lehr- und Leidensjahre«	85
Die »Ideen von 1914« und die wilhelminisch-alldeutsche Annexionspolitik	92
NACH DER »SCHMACH VON VERSAILLES«	
Die Hoffnung auf einen neuen Kaiser in den religiösen Zukunftsvisionen	103
Der Vorstoß der Neuen Rechten	107
Das Zukunftsprogramm der frühen NSDAP	113
Deutschnationale Erlöser- und Retterutopien	117
WÄHREND DER »RELATIVEN STABILISIERUNG« DER WEIMARER REPUBLIK	
Völkische Dystopien einer allgemeinen »Amerikanisierung, Verniggerung und Verjudung« Deutschlands	133
Bäuerliche und rassistische Aufartungskonzepte	140
Hitlers »Mein Kampf«	147

IDEOLOGISCHE AUSWIRKUNGEN DER WELTWIRTSCHAFTS- KRISE VON 1929

Die neuen Gruppen des antidemokratischen Nationalismus	157
Der »Endkampf um die Welt« als literarische Vision	164
Utopische Wunschbilder eines wiedererstarkten Deutschland	168
Der Aufstieg der NSDAP zur »Regierungswürdigkeit« ..	182

ENDLICH AM RUDER

Der Triumph der nationalen Idee	199
Die Utopien der ersten Stunde	215
Germanenkult und Aufordnungstendenzen	227
Weiterbestehende Formen des Bauern- und Schollemythus	253
Die Rolle der »Schönheit« in Kunst und Alltag des Dritten Reichs	267
Der Kult des allesbestimmenden Führers	279
Imperiale Ordens- und Gralsvorstellungen	286
Science-fiction-Romane im Dienst der deutschen »Weltmission«	293

DER GRIFF ZUR WELTMACHT

Der Zweite Weltkrieg als »Befreiungskampf des deutschen Volkes«	315
Die Hoffnung auf ein »Großgermanisches Reich im Osten«	321
Hitlers letzte Monologe	330

ANHANG

Anmerkungen	345
Quellennachweis der Abbildungen	377
Namenregister	379

Vorwort

Jedesmal, wenn in der Bundesrepublik Deutschland ein neuer »Streit« um den Nationalsozialismus entbrennt, wird eine Frage besonders heiß diskutiert, nämlich die Frage nach der Kontinuität oder Diskontinuität innerhalb der deutschen Geschichte.¹ Auf der einen Seite stehen dabei Historiker, die im Hinblick auf die Einschätzung dieses Phänomens vornehmlich von politökonomischen, sozialgeschichtlichen, kurz: materialistischen Gesichtspunkten ausgehen. Ihr Bemühen konzentriert sich meist darauf, die unübersehbaren Konstanten innerhalb des deutschen Weltmachtstrebens seit dem späten 19. Jahrhundert herauszuarbeiten. Sie legen also bei der Interpretation dieses Phänomens den Hauptakzent gern auf den unverhohlenen Führungsanspruch jenes gesellschaftlichen Konsortiums aus Großindustriellen, Bankpräsidenten, preußischen Junkern, Generalstabsoffizieren und hohen Verwaltungsbeamten, das von der Jahrhundertwende bis in die dreißiger Jahre weithin das gleiche geblieben sei. Im Rahmen dieser Richtung wird deshalb die Figur Adolf Hitlers häufig zu einer *quantité négligeable* innerhalb eines polykratischen Herrschaftssystems degradiert, dem es auch ohne die Hilfe eines solchen »Führers« gelungen wäre, die breiten Massen des deutschen Volkes nach dem »Schwarzen Freitag« des Jahres 1929 – durch eine massenmedial vermittelte »Neutralisierung und Umfunktionalisierung des antikapitalistischen Ressentiments« – für einen »völkischen« Aufstieg zu enthusiasieren.² Schließlich sei diesem Konsortium ein ähnlicher Coup bereits zu Beginn des Ersten Weltkriegs gelungen. Bei dieser Forschergruppe gilt also der Nationalsozialismus lediglich als eine, wenn auch brutalste Variante all jener Ideologien, die bereits der antisozialistischen und imperialistischen Politik Wilhelms II. zugrunde gelegen hätten. Dem entsprechend nimmt diese Richtung in ihrer Kritik am Nationalsozialismus meist folgende Haltungen ein: entweder sie weist nachdrücklich, ja mit Stolz auf den Widerstand derjenigen linken Parteien und Bewegungen hin, die sich diesem »aufhaltsamen« Prozeß entgegenzustellen versuchten, oder sie schließt sich jenen Theoretikern an, die nach 1945 – auch im Hinblick auf ihr eige-

nes Versagen – von einer »Kollektivschuld« des deutschen Volkes gesprochen haben.³

Auf der anderen Seite stehen dagegen Historiker, welche die Schuld an dem »Verhängnis von 1933«, wie sie es nennen, allein Hitler in die Schuhe schieben, also die nationalsozialistische Machtübernahme als einen unvorhergesehenen »Betriebsunfall« innerhalb der deutschen Geschichte hinstellen, um so die adligen und bürgerlichen Führungsschichten von einer Mitschuld an dieser Entwicklung freizusprechen. Im Rahmen dieser Sehweise fällt alles Licht allein auf den »gewissenlosen Opportunisten« Hitler, den »Magier der Massen«, den völkischen »Rattenfänger von Hameln«, dem es geradezu über Nacht gelungen sei, Deutschland in die Irre zu leiten. Diese Gruppe lehnt also die These, daß es vielleicht auch ohne Hitler zum deutschen Faschismus gekommen wäre, radikal ab. Für sie hat es zwischen 1933 und 1945 keinen Nationalsozialismus, sondern nur einen monokratischen Hitlerismus gegeben. Alles Furchtbare dieser Jahre sei von seiner Person ausgegangen und mit seiner Person wieder verschwunden. Der Hitlerismus, behaupten diese Schichten geradezu unentwegt, weise keine tiefreichenden Wurzeln in der deutschen Geschichte auf, sondern sei lediglich eine vorübergehende, einem Meteor zu vergleichende Rechtfertigungs- und Verschleierungsideologie gewesen. Aufgrund solcher Anschauungen stellen diese Forscher Hitler entweder als einen unerklärlichen, aus dem Nichts auftauchenden Dämon, einen pseudoreligiösen Fanatiker, pathologischen Grenzfall, wenn nicht gar Wahnsinnigen oder auch eiskalten Realpolitiker hin, dem es ausschließlich um Machtgewinnung und Machterhaltung gegangen sei. Jedenfalls weise sein Regime weder spezifisch »deutsche« noch spezifisch »kapitalistische« Züge auf, sondern ähnele in seinem totalitären Anspruch eher der Diktatur eines Stalin. Und daher lasse sich, erklären sie, das Dritte Reich nur personalistisch, aber nicht kollektivistisch verstehen. In ihrer eigenen Haltung diesem Phänomen gegenüber neigt diese Gruppe entweder dazu, den Hitlerismus – aufgrund des immer größer werdenden Abstands – historisch zu »objektivieren« und damit ad acta zu legen, das heißt ihn als eine vorübergehende »Panne« hinzustellen oder ihn im Rahmen der immer noch weitverbreiteten Antitotalitarismustheorien als eine ideologische Trumphkarte des Kalten Krieges auszuspielen.

Wie bekannt, ist in letzter Zeit über den Gegensatz dieser beiden Richtungen viel Aufhebens gemacht worden. Die einen gelten als Liberale oder Linksliberale, die anderen als Revisionisten oder Neokonservative, die einen als materialistisch, die anderen als personalistisch orientierte Faschismus-Forscher.⁴ Und zwar wird dabei in der Hitze des Gefechts oft übersehen, daß eine sowohl die sozio-ökonomische Basis als auch den ideologischen Überbau ins Auge fassende Geschichtsschreibung beide dieser Sehweisen ins Spiel bringen müßte, um der Komplexität einer Bewegung wie der des deutschen Faschismus wirklich gerecht zu werden. Doch um eine solche Ursachenforschung geht es vielen Historikern und Politologen momentan gar nicht. Da, wo seit der »Wende« von 1982/83 und dann verschärft im Rahmen des sogenannten »Historikerstreits« über Hitler und den Nationalsozialismus debattiert wird, dreht es sich wegen der inzwischen eingetretenen ideologischen Verschiebungen weniger um Phänomene wie »faschistisches Weltmachtstreben« oder gar »Mitschuld des Kapitalismus« als um Problemumkreise wie »Heimat«, »Gnade der späten Geburt« oder »Vertreibung aus dem Osten«, die auf revisionistischer oder neokonservativer Seite immer stärker in einem deutschnationalen Sinne ausgelegt werden, während die Liberalen oder Linksliberalen weiterhin an einer Verdammung des Nationalprinzips schlechthin festzuhalten versuchen und im Hinblick auf ihren eigenen Staat, die 1949 gegründete Bundesrepublik, lieber von Verfassungspatriotismus oder sozialer Kollektivität sprechen. Während also die revisionistischen Historiker – mit dem sicheren Instinkt, daß in der westdeutschen Bevölkerung nach vierzig Jahren einer relativ abstrakten europäischen oder nordatlantischen Identität das Bedürfnis nach einer wesentlich konkreteren Identität entstanden ist – wieder offen mit der Schimäre einer nationalen »Selbstbefindlichkeit« operieren und im Sinne sozialpartnerschaftlicher Vorstellungen von einem »nationalen Gemeinwohl« oder »deutschen Gemeinsein« sprechen, ja sich auf ihrem extrem rechten Flügel höchst gefährlichen Anschlußphantasien hingeben, stützen sich die liberalen Faschismus-Forscher nach wie vor auf allgemeine Staatsvorstellungen und stehen Konzepten wie »Nation«, »Volk« oder »Gemeinsein« mit deutlich ablehnenden Gefühlen gegenüber, da sie solche Phänomene im Gefolge der Theorien der Frankfurter Schule als »negativ besetzte« empfinden.

Viele der liberalen oder linksliberalen Faschismus-Forscher gehen daher selbst der Frage, welche berechtigten Träume, Hoffnungen und Sehnsüchte zu den faschistischen Nationalvorstellungen geführt haben, also der Frage, ob sich in dem älteren völkischen Streben nach etwas Überpersönlichem, Höherem nicht auch etwas Positives zu erkennen gibt, von vornherein peinlichst aus dem Wege. Für all das, was sich mit Begriffen wie nationaler Gemeinsinn, kollektives Verantwortungsgefühl, Verzicht auf rücksichtslose Selbstentfaltung oder gar Opferbereitschaft für von allen anerkannte Werte umschreiben läßt, das heißt Werte, die letztlich nur im Rahmen eines verbrauchsegoistisch orientierten Wirtschaftsliberalismus, aber nicht im Rahmen eines demokratischen Verantwortungsbewußtseins belanglos sind, haben deshalb die meisten liberalen Historiker und Politologen, die sich – nach dem vor über vierzig Jahre erfolgten Zusammenbruch des deutschen Faschismus – noch immer als die gebrannten Kinder eines falschen Kollektivs empfinden, nicht viel übrig. Darin sehen sie etwas, was – zumindest für Deutschland – ein für allemal »verhunzt« sei. Genau betrachtet, gilt das sogar für manche der auf anderen Gebieten höchst engagierten sozialdemokratischen oder linken Faschismus-Forscher, die fast alle höheren Werte, soweit sie sich auf den Staat beziehen, von vornherein als hohle Phrasen, als manipulierende Propaganda, als ideologischen Schaum vorm Mund abtun – und damit bedenkenlos den Rechten überlassen.

Und zwar tun das einige solcher Faschismus-Forscher nicht nur im Hinblick auf die staatlichen Wertvorstellungen des Nationalsozialismus, sondern auf staatliche Wertvorstellungen überhaupt. Schließlich hat sich in der Bundesrepublik innerhalb breiter Schichten, zu denen sich auch diese Kreise rechnen, längst die bindungslose »Verfreiheitlichung« als alleinseligmachendes ideologisches Prinzip durchgesetzt. Aufgrund einer solchen Einstellung empfinden viele Bundesbürger und Bundesbürgerinnen den Staat bloß noch als ein wirtschaftliches Rahmengebilde, innerhalb dessen dem persönlichen Bereicherungs- und Selbstentfaltungsdrang des Einzelnen, wie es Ludwig Erhard in den späten fünfziger Jahren – auf der Höhe des sogenannten Wirtschaftswunders – einmal formulierte, »so wenige Schranken wie nur möglich entgegengesetzt werden sollten«.⁵ Doch sind Begriffe wie »soziales Gewissen« oder »nationaler Gemeinsinn«, könnte man spätestens

an dieser Stelle fragen, angesichts der fortschreitenden Rationalisierung, Bürokratisierung, Anonymisierung, mit einem Wort: der zunehmenden »Entfremdung«, der eine wirtschaftliche Dauerkrise mit unübersehbaren Begleiterscheinungen wie permanenter Arbeitslosigkeit, rücksichtsloser Ausplünderung aller natürlichen Rohstoffe, steigender Verschmutzung der Umwelt usw. zugrunde liegt, wirklich so konservativ oder gar reaktionär, wie sie im liberalen oder linksliberalen Lager gern hingestellt werden, wo sich eine höchst problematische Überschätzung des subjektiven Faktors durchgesetzt hat? Im Hinblick auf solche Phänomene könnte man sich eher fragen, ob nicht in dem von den Völkischen wie auch manchen der späteren Nationalsozialisten so vielbeschworenen »Gemeinsinn« doch eine gerechtfertigte Forderung, ja vielleicht sogar ein »depravierter Sozialismus« steckt, wie sich Bertolt Brecht einmal ausgedrückt hat?⁶

Um bei der Beantwortung solcher Fragen nicht in aktualitätsverhafteten Affekten befangen zu bleiben, muß man auch im Hinblick auf die hier aufgeworfenen Probleme wohl oder übel bis zum 18. Jahrhundert zurückgehen, da alle wahrhaft relevanten Fragen nun einmal eine lange Vorgeschichte haben. Wo tauchen diese Hoffnungen auf einen Staat, in dem einer für alle und alle für einen da sind, eigentlich zum erstenmal auf? Und wie kam es, daß solche noblen Aspirationen später bis zur Unkenntlichkeit korrumpiert wurden? Es kann doch nicht sein, daß dieser Traum lediglich ein ideologisches Truggebilde gewesen ist? Am Anfang dieser Entwicklung müssen doch auch hoffnungsvolle Idealisten gestanden haben, welche die Arbeit an einem anderen, besseren Staat als ihren höchsten Lebenszweck empfanden, da sie sich nicht mehr mit einer absolutistischen Willkürherrschaft begnügen wollten, sondern einen Staat freier Menschen herbeisehnten, in dem jeder dem anderen ein Helfer ist. Alle diese nationalen Utopien können doch nicht nur propagandistische Tricks, nicht nur Verschleierungstaktiken, nicht nur ideologische Machwerke gewesen sein. Ja, selbst wenn sie später unter Bismarck und Hitler, als sich die Träume eines deutschen Einheitsstaates endlich erfüllten, in den Sog übelster Manipulierungsstrategien gerieten, so spricht das immer noch nicht gegen die ursprünglich noble Intention solcher Vorstellungen, die einmal zum besten Ideengut der Aufklärung gehörten und auch im Rousseauismus des Sturm und

Drang, in der Romantik, den Befreiungskriegen und der Acht- und vierziger Revolution, jedenfalls da, wo man am Gedanken eines freiheitlich-demokratischen Miteinanders festhielt, nichts oder wenig von ihrer bisherigen utopischen Leuchtkraft verloren. Dafür spricht, daß diese Gedanken auch dann noch, als sie die wilhelminischen und nationalsozialistischen Führungsschichten aufs schamloseste zu ihren Zwecken mißbrauchten, von breiten Teilen der Bevölkerung, die noch immer dem Traum einer wahren Volksgemeinschaft anhängen, weiterhin für bare Münze genommen wurden und damit tragischerweise zu jener chauvinistischen Begeisterungswelle beitrugen, die das schmutzige, wenn nicht mörderische Tun der Herrschenden überhaupt erst ermöglichte.

Die Widersprüche, die sich im Verlauf dieser Entwicklung einstellten und von Jahr zu Jahr immer eklatanter wurden, sind so komplex, daß es höchst sorgfältiger Einzelanalysen bedarf, um auf diesem Gebiet keinen vorschnellen Verallgemeinerungen zu verfallen. Schließlich geriet dieser Traum eines glücklich geeinten deutschen Volks schon 1871, dem Jahr der Gründung des Zweiten Reichs im Spiegelsaal zu Versailles, die nicht aus einer demokratischen Massenbewegung hervorging, sondern durch einen geschickten Coup von oben erfolgte, in ein ideologisches Zwielflicht, das etwas höchst Trügerisches hat. Auf der einen Seite schien der Begriff »Reich« auch nach diesem Zeitpunkt weiterhin Gemein-sinn, gesamtgesellschaftliche Verbundenheit, ja wahre nationale Brüderlichkeit, also ein Staatsbewußtsein zu implizieren, dem das Postulat zugrunde liegt, daß in diesem Staat keiner lediglich seinen eigenen Interessen folgt, sondern sich alle zum Wohle der Gesamtheit in ein größeres Ganzes einordnen. Auf der anderen Seite wurde die Reichsvorstellung nach 1871 so stark ins Chauvinistische verfälscht, daß sie nur noch den ausbeuterischen und imperialistischen Absichten der wilhelminischen und später nationalsozialistischen Führungseliten diene. Gerade auf diesem Gebiet gilt es darum wesentlich genauer als bisher zwischen zwei verschiedenen Formen eines »nationalen Gemeinnsinns« zu unterscheiden: einem demokratisch-freiheitlichen und einem manipulierten, das heißt einem, mit dem sich die Unteren gegen die Oberen durchzusetzen versuchen, und einem, der die Unteren lediglich vor den Karren der Oberen spannt. Wie alle ideologischen

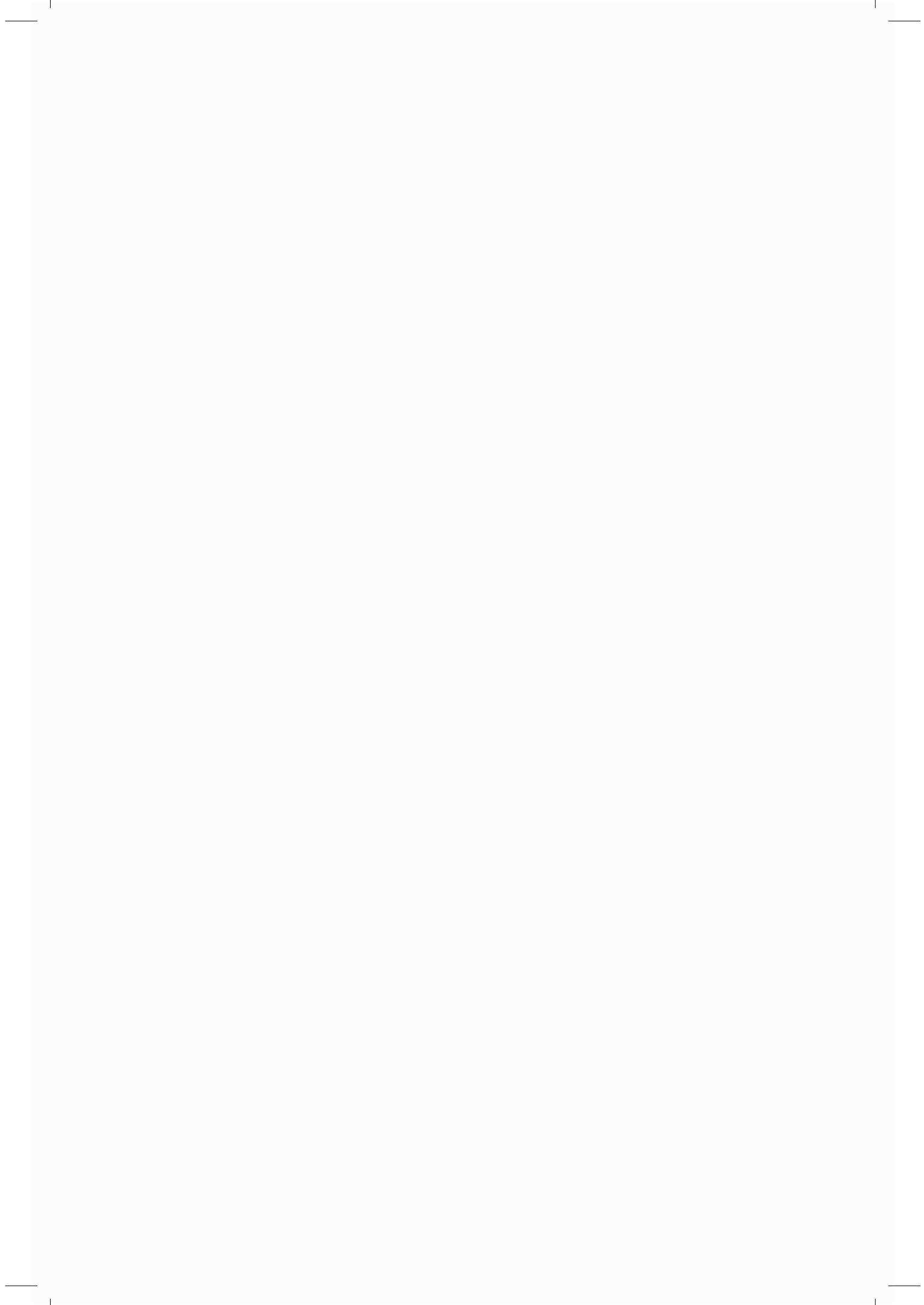
Zentralbegriffe – ob nun »Freiheit« oder »Demokratie« – hat also der Begriff »nationaler oder sozialer Gemeinsinn« nur dann einen Sinn, wenn man ihn so konkret wie nur möglich auf die dahinterstehenden politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Interessen bezieht. Legt man ihn im Sinne der Oberen aus, ist er stets verlogen. Versteht man ihn jedoch im Sinne der Unteren, gehört er zu den positivsten Werten schlechthin, da nur er einen ideologischen Rahmen garantiert, innerhalb dessen alle anderen Werte überhaupt erst einen Sinn bekommen.

Um bei solchen Diskussionen nicht ständig ins Abstrakte oder Spekulative zu geraten, würde es sich also in Zukunft selbst bei tagespolitischen Auseinandersetzungen empfehlen, mit dem Begriff »Gemeinsinn« historisch wesentlich genauer und zugleich politisch abwägender umzugehen. Denn nur dann wäre es möglich, diesen so vielfach verhunzten Terminus wieder aus der ideologischen Konkursmasse des deutschen Faschismus herauszuklauben und ihm einen Teil seines früheren Glanzes zurückzugeben. Um für solche längst fälligen Debatten die nötigen Argumente bereitzustellen, soll in den folgenden Kapiteln dieser Begriff bis zu seinen Anfängen zurückverfolgt und dann auf seine wandlungsreiche Geschichte eingegangen werden. Anstatt sich dabei mit einer reinen Begriffsgeschichte zu begnügen, obwohl auch sie äußerst aufschlußreich sein könnte, werden hierbei zur Illustration dieses Wandels vor allem jene national orientierten Manifeste, Traktate, Visionen, Prophezeiungen, Utopien und Zukunftsromane herangezogen, die aufgrund ihrer ideologischen Eindeutigkeit einen besonders unmittelbaren Einstieg in die Entwicklungsgeschichte jener Hoffnungen erlauben, sich erstmals in den freiheitlich-demokratischen Staatsutopien des späten 18. Jahrhunderts manifestieren und dann im 19. und frühen 20. Jahrhundert – im Zuge der bereits angedeuteten Wendung ins Chauvinistische – schließlich in die völkischen, alldeutschen, protofaschistischen und nationalsozialistischen Visionen einer uneingeschränkten Weltherrschaft übergehen. Und zwar soll dabei stets sorgfältig unterschieden werden, welchen dieser Visionen vornehmlich idealistische und welchen vornehmlich machtstrategische Absichten zugrunde liegen, die sich also der aufgebauten Zukunftsbilder nur aus propagandistischen Gründen bedienen, ohne wirkliche Veränderungstendenzen damit zu verbinden.

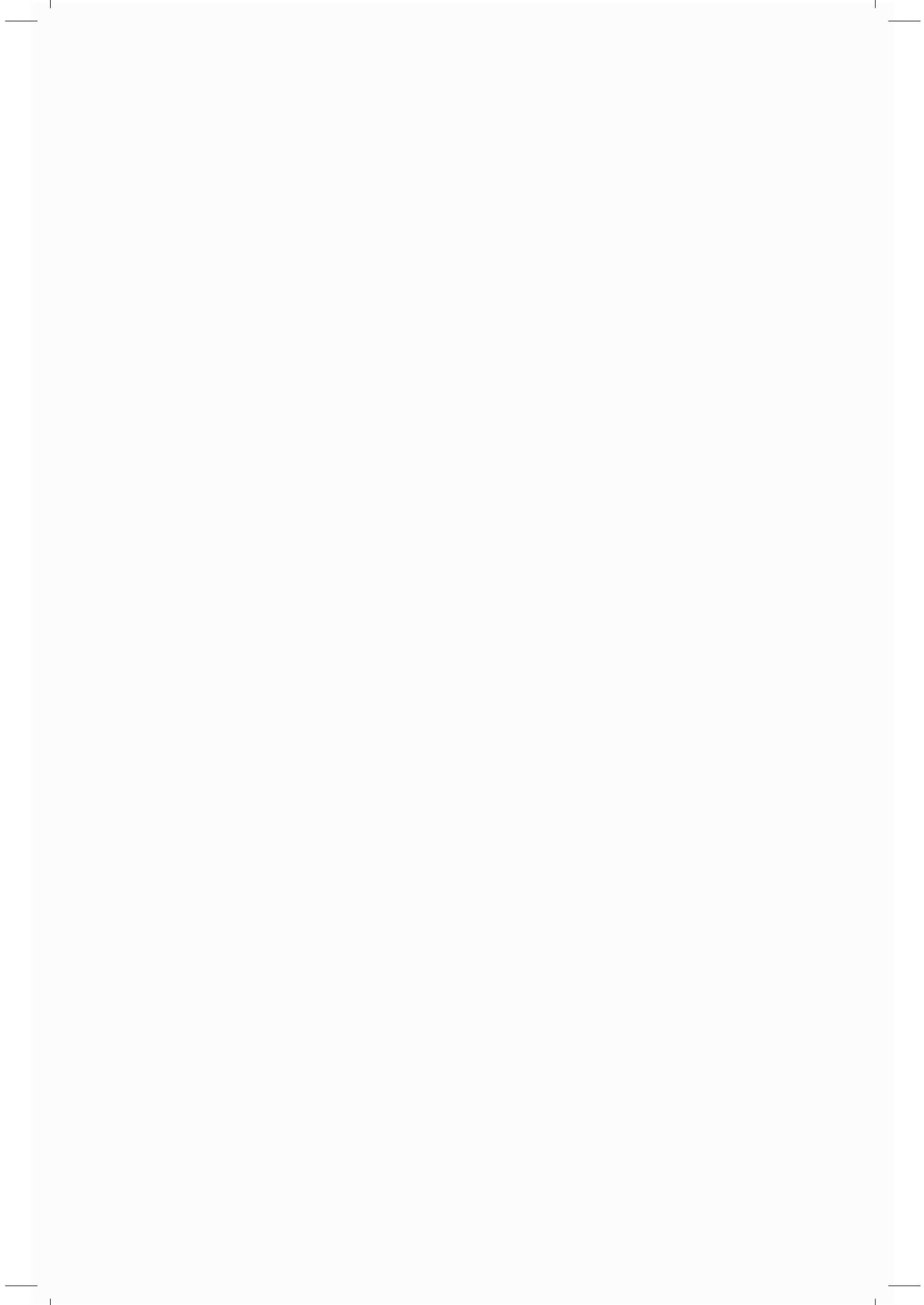
Seltsamerweise sind diese Visionen, Utopien und Zukunftsromane bei der Erforschung der Vorgeschichte des Nationalsozialismus bisher weitgehend übersehen worden,⁷ obwohl sie bei der Entstehung und Entfaltung eines auch die breiten Massen ergreifenden Nationalbewußtseins sicher eine beachtliche Rolle gespielt haben und für viele jener chauvinistischen Sehnsüchte mitverantwortlich sind, die in den Jahren nach 1933 zu wahnwitzigen, ja bestialischen Überspitzungen der älteren deutschnationalen Vorstellungen führten. Die Fülle dieser Schriften ist, sofern man auch die reiche Science-fiction-Literatur mitberücksichtigt, kaum zu überschauen. So sind allein in den fünfzig Jahren zwischen 1895 und 1945, als dieser Wandlungsprozeß ins Chauvinistische und Imperialistische seinen Höhepunkt erlebte, etwa zwei- bis dreihundert solcher Romane erschienen, die zum Teil hohe Auflagen erlebten und von Hunderttausenden, wenn nicht Millionen gelesen wurden. Da viele dieser Werke den späteren Säuberungsaktionen zum Opfer fielen, bereitet es heute einige Mühe, überhaupt noch an sie heranzukommen. Und so begegnet man ihnen selbst in großen Bibliotheken nur noch in Ausnahmefällen. Aus diesem Grunde sollen den Lesern im folgenden nicht nur theoretische Abstraktionen, sondern zugleich ausführliche Inhaltsangaben und Zitate gewisser Kernstellen geboten werden, um ihnen die Möglichkeit zu geben, die in diesem Buch aufgestellten Thesen anhand bestimmter Texte selbst überprüfen zu können. Dies dürfte hilfreicher sein, als den Benutzern eines solchen Buchs lediglich einen Leitfaden der Geschichte des völkischen Denkens in Deutschland zur Hand zu geben. Schließlich spiegelt sich in den hier vorgestellten national-demokratischen, völkischen, alldeutschen, protofaschistischen und nationalsozialistischen Utopien die Geschichte dieser Ideen wesentlich plastischer wider als in einer rein ideengeschichtlichen Präsentation der gleichen Leitkonzepte.

Dennoch verstehe man dieses Buch nicht falsch. Es soll hier nicht nur um die Geschichte eines bestimmten literarischen Genres und der in ihm vermittelten Inhalte gehen. Das Ganze läuft eher auf den Appell hinaus, sich der Einsicht anzuschließen, daß die hier dargestellten Entwicklungen keine zwangsläufigen und unaufhaltsamen waren, sondern daß dieser Prozeß – unter anderen politischen und materiellen Voraussetzungen – vielleicht ganz anders verlaufen wäre. Ja, nicht allein das. Dies Buch will in

seinen Lesern die Bereitschaft wecken, sich diesen Prozeß als einen veränderbaren vorzustellen, um so wieder zu einem sinnvollen Staatsbegriff zurückzufinden, der auf einem wahrhaft sozialen Gemeinsinn beruht. Denn was ist das für ein Staat, dem in letzter Instanz ein profithungriger und damit verbrauchsorientierter Wirtschaftsliberalismus zugrunde liegt, dessen wichtigster Antriebsmotor die ständige Akzeleration der ökonomischen Expansionsrate ist und der darum viele jener Bedürfnisse, deren Stillung ein wahrhaft demokratisches Gemeinschaftsbewußtsein voraussetzt, notwendig unbefriedigt läßt? Daß die Nationalsozialisten Begriffe wie »Gemeinsinn« und »Gemeinwohl« in ihrem Sinne ausgeschlachtet haben und daß manche der heutigen Reaktionäre diese Begriffe noch immer im Sinne der Oberen mißbrauchen, sollte deshalb gerade jene Demokraten, die unter einem Staat nicht nur ein wirtschaftliches Rahmengebilde verstehen, nicht davon abhalten, diese Begriffe und die dahinterstehenden Inhalte auch für ihre Staatsvorstellungen zu reklamieren. Allerdings würde es sich hierbei empfehlen, solche Konzepte nicht noch einmal einseitig »national« aufzuladen, sondern eher ihre »sozialen« Aspekte in den Vordergrund zu rücken, das heißt im Hinblick auf ein neues »Gemeinwohl« vornehmlich das Wachstumseinschränkende, Umweltschonende, Pazifistische, Antiautoritäre, Kulturbewahrende und Fürsorgende zu betonen und diesen Vorstellungen zugleich eine emotional-engagierte Grundlage zu geben. Nur dann würde man die »Hohlräume des Gefühls«, die inmitten einer rein egoistisch-verbrauchsorientierten Gesellschaft immer größer werden, nicht von vornherein jenen politischen Kontrahenten überlassen, welche gerade die Sehnsucht nach einer »nationalen Identität« nur allzu gern zur Verschleierung der tatsächlichen gesellschaftlichen Mißstände benutzen.



DAS WUNSCHBILD
EINES GLÜCKLICH
GEEINTEN VATERLANDS



Die aufgeklärte Vorstellung von »teutscher« Freiheit

Wenn in Deutschland vom frühen 16. Jahrhundert bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts von nationaler Herkunft, völkischer Identität oder angeborenen Wesensmerkmalen der Deutschen schlechthin die Rede war, tauchte hierbei fast immer das Leitbild des »Germanischen« auf. Unter den »alten Germanen«, wie man sie gern nannte, verstand man in diesem Zeitraum ein geradezu mythisch gesehenes Wunsch- oder Traumvolk edler, mutiger, freiheitsliebender, sittenstrenger, treuer, biederer Menschen, das sich hinter keiner anderen Nation der Welt, nicht einmal hinter den vielgepriesenen Römern, zu verstecken brauche. Und zwar stützten sich die Vertreter dieser These, da es von diesen alten Germanen lange Zeit weder irgendwelche archäologischen Relikte noch literarischen Überlieferungen gab, fast ausschließlich auf *ein* Dokument, nämlich die *Germania* des Tacitus. Von diesem Werk hatte sich nur ein Manuskript erhalten, das 1455 nach Italien gelangte, wo es vor allem durch die Schrift *Germania antiqua* bekannt wurde, in der Enea Silvio Piccolomini, der spätere Papst Pius II., alles Negative aus der taciteischen *Germania* zusammenstellte, um damit zu beweisen, wie segensreich der Einfluß der römisch-katholischen Kirche auf das ehemals »barbarische« Deutschland gewesen sei.¹

Im Gegensatz dazu strichen deutsche Humanisten wie Conrad Celtis, Jakob Wimpfeling, Heinrich Bebel, Johannes Naukler, Ulrich von Hutten, Andreas Althamer, Philipp Melanchthon, Johannes Aventinus und Sebastian Münster – aufgrund ihres weltlich-politischen Interesses an nationalen Charakteristika und zugleich ihrer Kritik des als rein »segensreich« interpretierten Einflusses der römisch-katholischen Kirche auf Deutschland – in ihren Schriften zwischen 1501 und 1541 vor allem das Positive heraus, was Tacitus über die Germanen gesagt hatte. Schließlich sind die Germanen, trotz ihrer Neigung zu Faulheit und Trunksucht, die keineswegs unterschlagen wird, in seiner *Germania* auf allen anderen Gebieten geradezu Musterknaben: Sie sind ein reines, unvermisches Volk, das heißt ein »Menschenschlag eigener Art«,

der weder »Städte« noch »Geldgeschäfte« kennt, sondern auf dem Lande lebt, sich seiner großen »Viehherden« erfreut, weder Prunk noch Verschwendung liebt, sondern einfachste Gewänder, meist nur einen »leichten Überhang« trägt oder bei heißem Wetter einfach nackt herumläuft, keinen Sinn für erotisch »Aufreizendes« hat, sondern die »reinen Sitten« schätzt und sich erst »spät« zum »Liebesgenuß« entschließt, kaum »Ehebruch« kennt, Frauen nicht als Hetären oder Sklavinnen mißbraucht, sondern sie »verehrt«, ja glaubt, daß in ihnen »etwas Heiliges und Seherisches wohne«, es gern sieht, wenn die Frauen ihre Kinder an der eigenen Brust nähren, statt sie Ammen zu übergeben, überhaupt das Einfache und Natürliche liebt, die Ehrlichkeit über alles schätzt, das heißt »ohne Falsch und Trug« lebt, sich ständig im Waffenspiel erprobt, um auf eventuelle Kriege vorbereitet zu sein, seine Götter in heiligen »Hainen«, statt in dunklen Tempeln verehrt, keine Diktatoren über sich duldet, sondern auf seinen Things über alle gestellten Anträge »gemeinsam« berät und entscheidet, seine Könige und Heerführer selbst wählt usw. usw.²

Daß Tacitus dieses Bild der Germanen hauptsächlich als ein Gegenbild zur von ihm beklagten moralischen und politischen Dekadenz seiner eigenen Landsleute verstanden wissen wollte, wurde von den deutschen Humanisten meist unterschlagen. Ob mit Absicht oder in nationaler Naivität: sie übernahmen dieses ins Positive stilisierte Germanenbild einfach so, wie es dort stand. Nachdem sie sich den alten Römern oder auch den gegenwärtigen Italienern lange Zeit kulturell unterlegen gefühlt hatten, fanden sie bei Tacitus endlich eine Bestätigung ihres eigenen Selbstwertgefühls, das heißt den »klassischen« Beweis, ebenfalls eine glänzende Vergangenheit zu haben, ebenfalls ein welthistorisch hochqualifiziertes Volk zu sein, ebenfalls von moralisch und politisch bedeutsamen Altvordern abzustammen. Und so wurde die *Germania* des Tacitus schon damals gegen französische Gebietsansprüche im Elsaß ins Feld geführt oder als ideologische Untermauerung zur steigenden Hochschätzung des Cheruskerfürsten Arminius herangezogen, der – neben der Siegfried-Figur – später einmal als »Hermann der Deutsche« zum höchsten Leitbild eines wahren deutschen Wesens werden sollte.³

Als Ergebnis dieser deutsch-humanistischen Aneignung der *Germania* läßt sich daher folgendes festhalten, was auch in den

folgenden Jahrhunderten nicht an Gültigkeit verlieren sollte: Durch die in den Schriften dieser Autoren vorgenommene Gleichsetzung des »Germanischen« mit dem »Deutschen« erhielten die Bewohner des Heiligen Römischen Reichs erstmals eine deutsche, ja eine tausend- bis zweitausendjährige deutsche Geschichte und zugleich eine ins Ewige erhobene Vorstellung ihres eigenen Wesens, das unter ständiger Heranziehung der *Germania* mit freiheitsliebend, tapfer, aufrichtig, sittenstreng, anspruchslos usw. gleichgesetzt wurde und damit genau den frühbürgerlichen Tugendvorstellungen des beginnenden 16. Jahrhunderts entsprach, in dem sich diese Klasse – im Zuge der gerade erst einsetzenden Akkumulation von Kapital – noch vor allem um Einfachheit, Sparsamkeit, Sauberkeit, Sittenstrenge usw. bemühte und zugleich nach einer gesellschaftlichen Legitimationsbasis suchte, um sich gegen Kirche und Fürstenwillkür als ein mit möglichst vielen Tugenden ausgestatteter Stand durchzusetzen.

Nachdem der humanistische Nationalismus, der protestantische Affekt gegen die römisch-katholische Kirche und der frühbürgerliche Aufruhrgeist der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wieder abgeklungen waren, ging zwar dieses positiv überhöhte Bild der Germanen nicht völlig verloren, trat jedoch im Zuge der gegenreformatorischen Strömungen und der am französischen Rationalismus geschulten deutschen Frühaufklärung wieder stark in den Hintergrund. Selbst bei den meisten Vertretern der deutschen Hochaufklärung, bei denen man noch am ehesten einen kritisch-aufrührerischen Geist im Dienst eines utopisch anvisierten »Gemeinsinns« erwarten würde, handelte es sich vorwiegend um bürgerliche Liberale, denen eher ihre eigene Freiheit oder Freizügigkeit als die Wohlfahrt des »großen Haufens«, des gemeinen Volkes, der Nation am Herzen lag. Sie huldigten daher weitgehend Reformen, von denen sie sich eine Erweiterung ihrer eigenen Privilegien, also eine Beseitigung der klerikalen oder absolutistischen Bevormundung auf intellektuellem, ästhetischem und moralischem Gebiet versprachen. Wegen dieser Selbstisolierung von den breiten Massen mußten sich die bürgerlichen Liberalen zur Durchsetzung ihrer Wünsche zwangsläufig an den niederen Adel oder die kleinen Höfe halten, das heißt sich die von ihnen anvisierten Reformen von halbwegs »aufgeklärten« Edelleuten oder sogenannten »guten Landesvätern« versprechen.